

Das Lesebuch im Kreuzfeuer

Autor(en): **Gross, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **54 (1967)**

Heft 17

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-534050>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Lesebuch im Kreuzfeuer

Max Groß, Magdenau

Seit drei Jahren wird auf die deutschsprachigen Lesebücher scharf geschossen. Eröffnet wurde das Feuer von Literaturprofessoren, Bildungssoziologen, Schriftstellern (unter andern Erich Kästner), Politikern und Publizisten deutscher Bundesländer; die Angriffe richteten sich in der Hauptsache gegen eine verfälschte Darstellung der heutigen Wirklichkeit, gegen Unredlichkeit und Rührseligkeit, gegen das übertriebene Lob auf das Land und den Bauernstand und den «Tiefpunkt an abgeschmackter Frömmerei».¹

Dieses Jahr platzten die Geschosse auch über schweizerischen Lesebüchern. Das angesehene Organ des Schweizerischen Verbandes für Berufsberatung «Berufsberatung und Berufsbildung» bringt in der Doppelnummer 1/2 1967 eine Studie über «Die Berufswelt in den Lesebüchern der 5. Klasse». Nach einer Inhaltsanalyse der Fünftkläßerlesebücher der Kantone Aargau, Bern, St. Gallen, Thurgau, Zürich und der Innerschweiz kommt der Verfasser Ernst Koenig, cand. rer. pol., zu folgenden Schlüssen:

Die untersuchten Lesebücher spiegeln nicht die Berufswirklichkeit von heute.

Mit wenigen Ausnahmen entspricht die Welt des Lesebuches derjenigen um die Mitte des 19. Jahrhunderts.

Selbst die Vergangenheit wird oft nicht so geschildert, wie sie war, sondern wie man sie in romantisierender Erinnerung sehen will: als idyllische gute alte Zeit.

Das bäuerliche Leben und die Arbeit des Landwirts steht für Arbeit überhaupt und ist mit symbolhaften und emotionalen Werten gefüllt.

Aus dieser Überbewertung der Bauernarbeit ergibt sich zwingend eine mehr oder weniger ablehnende Haltung gegenüber der Technik, der Industrie, der Stadt und der damit zusammenhängenden Berufe.

Die wenigen Lesestücke über Industrie und Fabrikarbeit stellen frühindustrielle und patriarchalische Zustände dar.

Es gibt nur wenige berufstätige Frauen außerhalb von Herd, Haus und Hof in den untersuchten Lesebüchern.

Die untersuchte Schulbuchliteratur leistet nur einen geringen Beitrag zur Berufskunde (Ausnahme: Innerschweizer Lesebuch). Die Informationen sind eher wirtschaftshistorisch oder volkskundlich als berufskundlich.

Die These, ein Lesebuch müsse das Kind mit der Realität von heute bekannt machen, scheint auf den ersten Blick so selbstverständlich wie nur etwas auf dieser Welt. Aber schon die Frage, ob ein Lesebuch für Zwölfjährige unbedingt berufskundliche Stücke enthalten solle, muß glatt verneint werden. Gerade das, was Ernst König als negativ beurteilt, nämlich Informationen volkskundlicher und wirtschaftshistorischer Art, sind für dieses Alter wichtiger als Darstellungen sogenannter neuzeitlicher Berufstätigkeiten.

Kein Kind ist das Kind nur seiner Zeit. Jedes trägt das Erbe der vorangegangenen Generationen in sich. Und es wäre eine Versündigung am Kind, wenn die Schule dieses Erbe nicht in einzelnen Zügen ins Bewußtsein des Kindes tragen würde.

Die Lesebücher der Mittelschulen, dies- und jenseits des Rheines, enthalten ausnahmslos sogar Darstellungen, die das Leben vor zweitausend Jahren zum Gegenstand haben. Das abendländische Bewußtsein hat mit der Kultur der Griechen und Römer begonnen. Eine allgemeine Bildung ohne die Kenntnis der antiken Literatur ist undenkbar.

Gleicherweise darf die elementare Bildung niemals darauf verzichten, das Bild der Heimat im 19. Jahrhundert dem Kinde nahezubringen. Es ist – innerhalb der heutigen Schweizergrenze – das Bild einer typischen Bauernkultur. Zürich zählte im Jahre 1800 erst 17 000 Einwohner. Und jeder Bewohner unserer städtischen und halbstädtischen Orte wird in seiner Ahnenreihe gar nicht lange suchen müssen, bis er auf seine bäuerlichen Vorfahren stößt.

So wohnt denn, mehr oder weniger tief verborgen, auch in den allermeisten Stadtkindern bäuerliche Art und vielfältige Beziehung zu Pflanze, Tier und ländlicher Lebensweise. Mir scheint, alle die liebevoll gepflegten Schrebergärtchen vor den Städten legten Zeugnis ab von dieser kaum bewußten Verbindung mit einer Zeit, «da man noch auf dem Lande lebte».

Selbstverständlich darf ein Lesebuch die Vergangenheit nicht entstellen oder gar das Land gegen die Stadt ausspielen. Hierin haben die Lesebuch-

¹ Koblenzer Studienrätin Gertrud Bienko in einer Denkschrift über das bayrische Lesebuch «Junge Welt».

kritiker durchaus recht. Es ist wichtig, die Lese-
stücke so auszuwählen, daß Licht und Schatten
möglichst gleichmäßig verteilt sind. Wenn man
aus Ulrich Bräkers berühmter Jugendbeschrei-
bung die Abschnitte über «Vergnügen im Hir-
tenstand» auswählt, sollte man auch einen zwei-
ten Teil über «Verdruß und Ungemach» aufneh-
men.

Leider haben nicht alle Landschaften einen der-
art sprachlich gewandten und überlegenen Kün-
der gefunden, wie den «armen Mann vom Tog-
genburg». Die meisten Lesebuch-Autoren stehen
unter dem Zwang, zu moralisieren. Ernst König
beanstandet im alten sankt-gallischen fünften Le-
sebuch folgende Stellen:

«Mit besonderem Stolz aber aß man es (selbstgebacke-
nes Brot), weil es auf eigenem Grund und Boden ge-
wachsen und durch die Arbeit der eigenen Hände ent-
standen war.»

«Und erst die frohe Arbeit des Dreschens im Winter!
Wie taktfest sausten die Dreschflegel in die Frucht-
schicht auf dem hölzernen Tennboden!»

«Freilich hatte die Stickerei auch böse Zeiten. Da blieb
oft nur für wenige der Tüchtigsten Verdienst übrig. Die
andern aber kehrten nicht selten zur Arbeit in Feld und
Wiese oder in die Werkstatt zurück. Und das konnte
nur gut sein.»

«Dann ruft die Glocke feierlich herab zum Platze und
hinaus ins Tal. Die Landesväter aber schreiten sinnend
durch den alten Torgang zum Ratssaale hinaus, um für
Land und Volk zu sorgen.»

Alle Zitate sind Lesestücken entnommen, die das
außergewöhnliche Schicksal des Fürstenlandes,
des Landstriches zwischen St. Gallen und Wil,
darzustellen versuchen. Dieser östlichste, höchst-
gelegene und letzte Abschnitt des schweizerischen
Mittellandes war vor 1850 ein ausgesprochenes
Ackerbaugebiet. Aber die Eisenbahn brachte die
Ackerbauer um den Verdienst. Innert kurzer Zeit
wurde das Ackerland in Wiesland umgewandelt,
die Bauern gingen zur reinen Milchwirtschaft
über, und Berner Käser errichteten die ersten
Emmentaler Käsereien.

Sechzig Jahre später erfolgte in St. Gallen und
in den Dörfern eine ähnliche Kehrtwendung. Die
stürmische Industrialisierung vor 1914 hatte sich
gänzlich der Stickerei zugewandt. Nach Beginn
des Ersten Weltkrieges brach sie zusammen. Wie-
derum gelang es der Bevölkerung, sich umzustel-
len und neue Industrien aufzubauen.

Es steht außer Zweifel, daß ein Schüler der 5.
Klasse etwas von diesen beiden Wirtschaftskrisen
wissen muß. Selbst wenn er sich dies nicht von

einem Ulrich Bräker, sondern von Ulrich Hilber
erzählen läßt, der übrigens einer der bedeutend-
sten Lehrer des Kantons St. Gallen und viele
Jahre Präsident der Lehrmittelkommission war.
Die überflüssigen «romantisierenden» Zutaten, die
wie ein Zuckerguß über die sachliche Darbietung
fließen, sind der heute noch nicht ausgerotteten
Schulmeister-Auffassung zuzuschreiben, jeder
Schülersatz und jedes Lesestück müsse einen
ethischen Schlußpunkt haben.

In einer dritten These kann ich dem angehenden
Bildungssoziologen wieder nicht zustimmen. Er
behauptet, «aus dieser Überbewertung der Bau-
ernarbeit ergibt sich zwingend eine mehr oder
weniger ablehnende Haltung gegenüber der Tech-
nik, der Industrie, der Stadt und der damit zu-
sammenhängenden Berufe». Davon habe ich in
allen dreißig Jahren, die ich auf dem Lande
Schule halte, nie etwas konstatieren können.

Eine Minderheit hegt eine Abneigung gegenüber
den «Gstudierten»², und die jungen Leute sind
nicht eingenommen von den sogenannten Steh-
kragenberufen und der Arbeit eines industriellen
Hilfsarbeiters. Diese Abneigung gegenüber der
Arbeit im Büro und im Fabriksaal darf nicht ein-
fach als Ablehnung von Stadt und Industrie be-
zeichnet werden. Es ist vielmehr ein Ausdruck
der Furcht, man könnte innerhalb der vier Wän-
de zu viel Freiheit einbüßen.³

Gewiß hat die Stadt viel von ihrer früheren Fas-
zination verloren. Das ist aber keineswegs die
Schuld der Lesebücher. Seitdem Käufer aus der
Stadt in den hintersten Tälern verlotterte Bau-
ernhäuser aufkaufen oder an den Hängen Fe-
rienhäuser bauen lassen, um dort Weekend und
Ferien zu verbringen, seitdem der sonntägliche
Exodus aus der Stadt von jedem Bauernkind ver-
merkt werden kann und es im Wald und unter
Obstbäumen fremde Leute picknicken, spielen
und ausruhen sieht, ist es davon überzeugt, daß
das Leben auf dem Land schöner sein muß.

Von einer Verurteilung städtischer Lebensart ist
kaum die Rede. Im Gegenteil, die Mode hat es
heute viel leichter, auch die Dörfer zu erobern.
Als vor vierzig Jahren die Bauernmädchen da-
mit begannen, die Zöpfe abzuschneiden und Ski-

² Das hindert die andern Bauern nicht, ihre begabten
Söhne studieren zu lassen. Die Mittelschülerquote
unseres Schulkreises beträgt etwa 10 Prozent.

³ Die Landschüler reagieren viel empfindlicher auf die
Strafe des Freiheitsentzuges als die Schüler städti-
scher und halbstädtischer Gemeinwesen.

und Arbeitshosen zu tragen, geschah dies gegen den heftigen Widerstand des damaligen Landklerus. Jetzt, wo Minirock und Beatfrisur ihren Einzug hielten, geschieht es gegen recht mäßigen Widerstand des Klerus. Pilot und Hosteß gelten auch in der Landschule als die tollsten Berufe. Die Knaben machen, sobald sie vierzehnjährig sind, die Traktoren-Prüfung und vertreiben ihre Freizeit mit halsbrecherischen Motocross-Kunststücken.

II. Was ist für ein Lesebuch wichtiger: der gut gewählte Gegenstand — oder das gut gewählte Wort?

In der 47. Plenarversammlung des sankt-gallischen Jugendparlamentes diskutierten die Jugendparlamentarier der Stadt St. Gallen über die Lesebücher, um darnach einstimmig die nachstehende Resolution gutzuheißen:

«Das Jugendparlament ist tief beunruhigt über das Niveau der Schullesebücher, die heute in der Primarschule verwendet werden. Denn durch unzeitgemäße Texte und klischeehafte Darstellungen wird das Unterscheidungsvermögen von guter und schlechter Literatur schon auf dieser Stufe völlig zerstört. Der Erziehungsrat und die Lehrmittelkommission des Kantons St. Gallen werden aufgefordert, unverzüglich Bericht zu erstatten, was sie in der Frage der Schullesebücher zu unternehmen gedenken.»

Die Jugendparlamentarier kritisieren ebenfalls den unzeitgemäßen und klischeehaft dargestellten Inhalt der Lesestücke, schließen aber daraus, das Unterscheidungsvermögen zwischen guter und schlechter Literatur werde dadurch zerstört. Es geht ihnen um einen wichtigen Faktor der Bildung, während es dem Soziologen wesentlich um eine Erziehungsfrage geht.

Obschon der Resolutionstext auch nicht gerade zur guten Literatur gezählt werden könnte, ist es sympathisch, daß man wenigstens einmal von der Unterscheidung zwischen guter und schlechter Sprache redet. Denn hier muß man beginnen, wenn die Lesebücher besser werden sollen.

Leider ist man aber hier schon am Ende des Lateins. Das einzige abschreckende Lesebuch-Zitat⁴,

⁴ «Im Walde starb die Nachtigall,
Die letzte Beere kam zu Fall,
Die Wies' ist wund von Huf und Zeh',
Die Kuh tut schon den Würzlein weh.»

das in den Tageszeitungen gedruckt wurde, ist weder im neuen noch im alten vierten Lesebuch zu finden. Gute Beispiele werden keine zitiert, sondern nur die Autoren Kästner, Twain und Krüß genannt. Und dann fallen die Jugendparlamentarier in denselben Fehler, wie die von ihnen gerügten Lesebuch-Redaktoren und stellen so etwas wie eine Liste auf, in der einige Gegenstände bezeichnet werden, die in einem Lesebuch sprachlich dargestellt werden sollten.

Dazu muß der Außenstehende wissen, daß der schweizerische Lesebuch-Redaktor ein praktizierender Lehrer ist, der nur für die Sitzungen Urlaub bekommt und die langwierige Arbeit in den Abendstunden oder in den Ferien erledigen muß. Was wunders, wenn er dann und wann einfach andere Lesebücher zur Hand nimmt! Er bezieht für seine Arbeit ein mäßiges Honorar, und bei der Annahme des Manuskriptes werden ihm vom Staat alle Rechte freundlich abgenommen. (Eine Ausnahme ist die Innerschweiz, hier verlegt der Verlag Benziger, Einsiedeln, die Lesebücher.)

Wir wollen jedoch nicht vorgreifen. Vom Zeitpunkt des Auftrages bis zur Ablieferung des Manuskriptes vergehen Jahre. Alles, was gesammelt, gesichtet, ausgewählt und geordnet ist, kommt vor das Forum einer Lehrmittelkommission. Manche Stücke lehnt sie aus mancherlei oder undefinierbaren Gründen ab. Dem einen Kommissionsmitglied fehlt hier die Moral, dem andern fließt dort ein wenig zu viel Blut. Diesem ist die Sprache «zu hoch», jenem ist sie zu primitiv. Der Lesebuch-Redaktor tut gut, sein Manuskript wesentlich größer als vorgeschrieben bereitzuhalten. — Sonst muß er wiederum auf die Pirsch.

Der einzige Vorteil für ihn ist das sozusagen erlaubene Weg- und Nutzungsrecht in allen Gefilden der Literatur und das ebenfalls ungeschriebene Recht, die Texte nach Belieben zu kürzen und zu ändern. In der Bundesrepublik besteht immerhin noch ein Gesetzesparagraph — aus dem Jahre 1870 —, der vorschreibt, wer für den Schul-, Unterrichts- und Kirchengebrauch Texte «entnehme», ändere oder kürze, müsse dies dem Verlag, der das Copyright besitze, schriftlich melden.⁵

Man sieht, jedermann, der mit Lesebüchern zu

⁵ «Die Zeit» vom 7. April 1967 weiß zu berichten, daß die deutschen Schriftsteller beim Verfassungsgericht in Karlsruhe klagen werden, weil sie die «entschädigungslose Enteignung» für grundgesetzwidrig halten.

tun hat, findet mit mehr oder weniger Berechtigung Gründe zum Jammern.

Um den Ärger zu reduzieren, um schneller neue und bessere Lesebücher zu bekommen, müßte man sich von Anfang an an folgende Richtlinien halten:

- a) *Die Auswahl der Lesestücke und Gedichte sollte nicht mehr anhand einer Disposition mit bestimmten Themen und Gegenständen getroffen werden. Man geht in der umgekehrten Reihenfolge vor und wählt aus der Überfülle der guten Literatur die geeigneten Erzählungen, Schilderungen und Gedichte aus.*
- b) *Die Auswahl trifft ein ausgewiesener Literaturkenner, der zugleich Erfahrung im elementaren Sprachunterricht hat, oder ein Team, das aus einem Literatur-Fachmann und einem Unterrichts-Fachmann zusammengesetzt ist.*
- c) *Der Erziehungsrat oder die Erziehungsdirektion beschließt über die Zulassung des Lesebuches zum Unterricht; das Buch wird jedoch von einem privaten Verleger verlegt. (Dies nicht in erster Linie deshalb, weil den nicht auf Rosen gebetteten schweizerischen Verlegern ein sicheres Geschäft zu gönnen ist, sondern weil die Lesebücher in der äußeren Aufmachung nur gewinnen können.)*

Die besten in diesem Jahrhundert erschienenen deutschschweizerischen Lesebücher sind übrigens Ein-Mann-Werke und privat verlegt. Es handelt sich um das im Jahre 1912 erschienene Literatur- und Kunstbuch *«Garben und Kränze»*, gesammelt vom heute 90jährigen Kunstsammler Hans Corray und verlegt von Eduard Erwin Meyer, Aarau, und um die beiden Lesestück-Sammlungen des verstorbenen Anthroposophen Carl Englert-Faye *«Alpensagen und Sennengeschichten aus der Schweiz»* im Atlantis-Verlag, Zürich (1941) und *«Us der Gschichtetrucke»* im Troxler-Verlag, Bern (1951).

III. Die Lesebücher Deutschlands sind ein Sonderfall

Die Angriffe auf schweizerische Lesebücher unterscheiden sich kaum von den deutschen Lesebuch-Kritiken. Der Vorwurf, das Lesebuch treibe einen Keil zwischen Stadt und Land, ist offensichtlich von deutschen Wochenzeitungen über-

nommen. Es wäre für einen angehenden Soziologen leicht gewesen, sich beispielsweise in einigen Landschulen von der Haltlosigkeit dieser These überzeugen zu lassen.

Die unbekümmerte Übernahme deutscher Lesebuch-Kritiken macht es nötig, auf den Sonderfall der deutschen Lesebuch-Entwicklung hinzuweisen. Ich halte mich dabei an die Feststellungen, die einer der besten Lesebuchkenner von Deutschland, Walther Killy, gebürtiger Berliner, heute Universitäts-Professor in Göttingen, in seinem Referat auf der Tagung 1966 des deutschen Germanistenverbandes in München gemacht hat.⁶ Das erste deutsche literarische Lesebuch erschien im Jahre 1768 unter dem Titel *«Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens zum Gebrauch einiger Klassen des königlichen Joachimsthalschen Gymnasiums»*. Ein in Preußen wirkender Schweizer⁷ hatte es für das erwähnte Berliner Gymnasium geschaffen. Der von Sulzer herausgegebene Prototyp aller spätern literarischen Lesebücher enthält sechs Abschnitte:

Merkwürdigkeiten der Natur

Lebensart, Sitten und Gebräuche verschiedener Völker

Beispiele von Tugenden und Lasten und guten und schlechten Gesinnungen

Verstand und Unverstand

Fabeln und moralische Erzählungen

Betrachtungen

Sechs Jahre später erschien Basedows *«Ein gedruckter Vorrat aller nötigen Erkenntnis»*. Ele-

⁶ *«Zur Geschichte des deutschen Lesebuches»*. Erhältlich im Sammelband *«Germanistik – eine deutsche Wissenschaft»*. Suhrkamp-Verlag.

⁷ Johann Georg Sulzer war das 25. Kind des Ratsherrn und Säckelmeisters Heinrich Sulzer in Winterthur. Nach dem Besuch des Collegium Carolinum in Zürich wurde er als Pfarrer ordiniert, amtierte einige Jahre als Vikar, wurde dann Hauslehrer im Schloß Wyden an der Thur, dann in Magdeburg, von wo er von Friedrich dem Großen an das Joachimsthalsche Gymnasium berufen wurde. Er reorganisierte nicht nur diese Mittelschule, sondern auch Gymnasien in Magdeburg, Stettin und Stargardt. Nach Sulzers Plan wurde in Mitau ein neues Gymnasium eröffnet. Der König schenkte ihm ein Stück Land unweit des königlichen Schlosses, wo Sulzer sich ein Haus bauen ließ. Er starb im Jahr 1779. Eine große Zahl von pädagogischen, literarischen und philosophischen Schriften zeugen von der überragenden Größe dieses fast unbekannt gebliebenen schweizerischen Pädagogen.

mentarbuch für die Jugend, ihre Eltern und Freunde, in folgende Abschnitte aufgeteilt:

Erkenntnis der Körperwelt

Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse und Arbeiten

Etwas aus der Naturgeschichte (mit einem Abschnitt über sexuelle Aufklärung)

Etwas von der Weisheit

1788 erschien wiederum ein Lesebuch des gleichen umfassenden Geistes: «Beispielsammlung zur Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften» von Johann Joachim Eschenburg. Dann aber beginnt unaufhaltsam eine Verengung des Horizontes. Zunächst war es die Epoche der Romantik, welche «lediglich emotionelle Erbauung unter dem Namen der Poesie hervorrufen wollte».⁸ Sodann erfolgte die Infizierung der deutschen Lesebücher mit dem deutschnationalen Idealismus, die am besten durch folgendes Zitat charakterisiert werden kann:

«Wichtiger ist noch, daß die Schüler erst durch die Bekanntschaft mit der vaterländischen Literatur, welche als der klar herausgearbeitete Ausdruck des nationalen Geistes die wahre ideale Heimat ihres Gemütes ist, in ein bewußteres geistiges Verhältnis zu ihrer Nation sich hineinleben.»⁹

Hermann Masius, einer der um die Mitte des letzten Jahrhundert erfolgreichsten Lesebuch-Redaktoren, schreibt in einem Lesebuch-Vorwort:

«Es ist der Zweck dieser Sammlung, die Jugend einzuführen in die ideale Welt unseres Volkes, wie dieselbe in den Schöpfungen der klassischen Dichter einen so vollendeten als herzbewegenden Ausdruck gefunden hat. – Es darf daher nur das wirklich Mustergültige und Nationale hier zugelassen werden.»

Um die Wende des Jahrhunderts ist eine weitere Verengung des Horizontes festzustellen. Noch einmal wird gesäubert, mit folgender Argumentation:

«Überhaupt fand ich, daß dem patriotischen Empfinden des heranwachsenden Geschlechtes in den bisherigen Auflagen nicht hinreichend Genüge geschehen (...). Kommen wir doch diesem Verlangen entgegen, machen wir ihr (der Jugend) das Auge groß und die Brust weit für das, was vaterländische Größe und nationale Ehre ist.»¹⁰

Im Jahre 1897 erscheint in einem deutschen Lesebuch das erste Gedicht, das den Nationalhaß schürt (von Geibel!):

«Es zog von Westen
der Unhold aus,
sein Reich zu festen
in Blut und Graus;
mit allen Mächten
der Höll' im Bund
die Welt zu knechten,
das schwur sein Mund.
Furchtbar dräute der Erbfeind.»

Während des Ersten Weltkrieges kommt es zu einer grundsätzlichen Auseinandersetzung zwischen dem «Deutschen Gymnasialverein» und dem «Deutschen Germanistenverband», dem Vertreter der ausschließlichen Verwendung deutschnationalen Sprachgutes in Lesebüchern. In einer Eingabe an die deutschen Regierungen wird «eine Erziehung unseres Volkes zu gemeinsamem und bewußtem und freudigem Wirken im Sinne einer Vertiefung und Veredelung, Stärkung und Wertung unserer Art» verlangt. Der Mythos von der Überlegenheit der nordischen Rasse beginnt seinen unheilvollen Siegeszug. Das 1924 erschienene «Neue bayrische Lesebuch für höhere Lehranstalten» trägt den Untertitel «Deutsche Ehr und Wehr»!

Die Dolchstoßlegende findet Eingang in die Lesebücher. «Das deutsche Volk fühlt sich seit acht Jahren durch tausend Worte, Taten und Tatsachen vor der ganzen Welt geschändet und beschmutzt» (Frenssen). «Allen den Völkern und Völkchen im Abendland wurde ihr Dasein entfaltet; nur der Deutsche war vogelfrei» (Wilhelm Schäfer). «Bist du dir bewußt, deutsches Volk, daß du schon aus äußern Gründen der Lebensbedürfnisse die dir geraubten Kolonien wieder haben mußt?» (Detzner). «Meine armen Brüder vergeuden an fremden siechen Stämmen ihr tüchtiges Blut» (Watzlick). Dies einige Zitate aus «Deutsche Ehr und Wehr!». Und von Fichte vernehmen wir im gleichen Lesebuch die Voraussage: «Ihr sehet im Geiste durch dieses Geschlecht den deutschen Namen zum glorreichsten unter allen Völkern erhoben, ihr sehet diese Nation als Wiedergebälerin und Wiederherstellerin der Welt.»

Dieser kurze Exkurs wird genügen, um die Besonderheit der Entwicklung des deutschen Lesebuches aufzuzeigen. Das schweizerische Lesebuch machte sie nicht mit. Zur selben Zeit, als die kul-

⁸ Walther Killy.

⁹ «Der deutsche Unterricht auf deutschen Gymnasien», von Robert Heinrich Hiecke, 1942.

¹⁰ Zitiert nach Walther Killy aus Theodor Echtermeyers «Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen».

turpolitische Bindung an das Deutsche Reich gefährlich stark wurde, in Zürich die hochdeutsche Sprache zur zweiten Umgangssprache zu werden drohte und der deutsche Kaiser in Stadt und Land mit Begeisterung empfangen wurde, hatten mindestens alle staatlichen Schulen schweizerische Lesebücher. Als Hitlers Aufstieg begann, erschien beispielsweise das Lesebuch der 1. Sekundarklasse des Kantons St. Gallen, der als Grenzkanton mit den Ländern des jenseits des Bodensees nachbarlich verbunden ist, schon in der zehnten Auflage. Der Anteil der schweizerischen Schriftsteller mit 28 Lesestücken und Gedichten von 114 Nummern war allerdings schwach, aber die Auswahl der Stücke deutscher Autoren geschah natürlich nicht nach den oben angeführten deutschnationalen Gesichtspunkten.

Immerhin muß bemerkt werden, daß einzelne private Gymnasien heute noch Lesebücher aus westdeutschen Ländern benützen, so zum Beispiel «Das deutsche Lesebuch für höhere Schulen», in dem kein einziger Schweizer Autor zum Worte kommt und vereinzelt immer noch der alte unversöhnliche Geist und der Appell an das deutschnationale Gefühl aufflackert.¹¹

Der breite Raum, den die Schilderung des ländlichen Lebens und des bäuerlichen Berufes in unsern Lesebüchern im allgemeinen einnimmt, entspringt nicht deutscher Blut- und Bodenmystik, sondern andern Motiven. Vom wichtigsten, die bäuerliche Kultur als Fundament schweizerischer Kultur bewußt zu machen, war schon die Rede. Es wird kaum möglich sein, in unsern Lesebüchern ähnliche Verse zu finden, wie:

«Ich will heraus aus der Stadt.
Bald habe ich diese Straßenwochen,
bald diesen Stadtbann aufgebrochen.»
(Aus einem westfälischen Lesebuch)

oder Sätze wie:

«— die Stadt ist keine Heimat, sie hat
nicht das Zeug dazu, den Menschen an
den Boden zu binden.»
(Zitiert von Hildegard Hamm-Brücher
aus einem bayrischen Lesebuch)

Gewiß sind unsere Lesebücher ebenfalls national – und sie sollen es sein – und bewundern die Hel-

¹¹ So steht in den sehr knappen autobiographischen Notizen bei Agnes Miegel, sie sei in Königsberg geboren und «trauert wie viele andere Deutsche um die verlorene Heimat».

den der Urschweiz, die demokratische Staatsform, das Zusammenleben verschiedener Sprachen und Bekenntnisse. Sie sind stolz auf ein Land, das keine territorialen Ansprüche hat und sich einzig zur Verteidigung bewaffnet hat. Sie scheuen sich aber nicht, den schändlichen Verrat von Navarra, die Massenhinrichtung am Greifensee und den kläglichen Untergang von 1798 ausführlich darzustellen.

Selbstredend kann man einwenden, die Probleme der neuesten Zeit würden verschwiegen, die ewige Neutralität sei diskutabel, die Demokratie habe ihre Schattenseiten, und Selbstgenügsamkeit führe zur Stagnation. Aber wie will man in einem Lesebuch von Problemen berichten, deren Lösung wir erst noch suchen müssen.

Was unsere Lesebücher unzeitgemäß, langweilig, bedrückend und intolerant macht, ist der Moralismus. Ich meine damit nicht etwa die Tierfabeln, die den Kindern bestimmte Moralgesetze in einer angenehmen Projektion zeigen, ich meine auch nicht bestimmte Ausschnitte aus Erzählungen, wie etwa die Gewissenserforschung, die Gertrud aus Pestalozzis «Lienhard und Gertrud» abends mit ihren Kindern anstellt, sondern den handfesten Moralismus der billigen ethischen Lesestücke, die schon vor Jahr und Tag unsere Lesebücher schwer genießbar gemacht haben. Vor mir liegt ein Aargauer Lesebuch aus dem Jahre 1853, redigiert von Augustin Keller, der damals aargauischer Seminardirektor war. Ich zitiere, leicht gekürzt, die Geschichte von Dieter:

«Es war einst ein Knabe, und der hieß Dieter. Das Lernen war ihm zuwider wie Gift. Daher kam er immer zu spät. Ja oft ging er gar nicht zur Schule, sondern versteckte sich unterdessen etwa in einer Scheune.

Beim Unterrichte gab Dietrich nie acht, sondern schwatzte immer oder trieb sonst etwas anderes. Die Aufgaben machte er entweder gar nicht oder sehr schlecht. Selten hatte er alles bei sich, was er in der Schule brauchte. Bald fehlte ihm das Buch, bald die Tafel, bald der Griffel, bald die Feder oder sonst etwas.

Seine Bücher und Hefte waren stets zerrissen und beschmutzt. Hände und Gesicht wusch er oft die ganze Woche nicht, bis ihn der Lehrer zum Brunnen jagte. Und seine Haare sahen das ganze Jahr einem zerzausten Storchenneste gleich.

Als Dietrich der Schule entlassen war, sollte er ein Handwerk lernen. Allein er mochte nicht arbeiten und konnte sich bei keinem Meister an eine Ordnung gewöhnen.

Niemand stellte ihn mehr ein. Da er nichts verdienen konnte, so fing er an zu stehlen und endigte schon im vierzigsten Jahre seines Lebens im Zuchthause. Oft be-reute er daselbst seine Fehler mit Tränen.»

Dieser und jener Leser mag schmunzeln. Aber wir haben gar keinen Grund dazu. Lesestücke dieser Art finden wir zwar nicht mehr, aber der Geist unserer Lesestücke hat sich um kein Jota verändert. Bestimmte Kalendergeschichten Johann Peter Hebels, wie «Kannitverstan» und «Der geheilte Patient» werden immer wieder – und zu Recht – in unsere Lesebücher aufgenommen. Aber die Geschichten vom roten Dieter, dem Zundelfrieder und dem Zundelheiner desselben Autors werden nie in unsern Lesebüchern auftreten dürfen, weil sie unserer Lesebuch-Moral nicht entsprechen. Noch immer gehört Faulheit zu den größten Untugenden, noch immer ist das Aufgaben-machen die vornehmste Arbeit der Freizeit. Noch immer sind schmutzige Kinderhände ein Zeichen innerer Verwahrlosung und zerzauste Haare äußerst verdächtig. Noch immer endet das Kind, das stiehlt, im Zuchthaus. Darüber besteht kein Zweifel, die (langweiligen) Hel-

den unserer Lesebücher sind stets das brave Kind, der wackere Vater und die arbeitsame Mutter.

Alles, was die Sprache daran hindert, das zu sein, was sie im Grunde ist, nämlich ein Mittel, der Wahrheit, ob sie uns gefällt oder nicht gefällt, so genau wie immer Zeugnis zu geben, behindert auch die Erlernung einer guten Sprache. Sie verliert, sei es durch den Einfluß bestimmter Ideologien (wie in Deutschland) oder den Einfluß einer bestimmten Moral (wie bei uns) an Wahrhaftigkeit, Glaubwürdigkeit und Schönheit.

So begegnet man viel zu häufig Lesestücken, die wenig glaubwürdig, unwahrhaftig, ja manchmal im tiefsten verlogen sind. Man möge die beiden folgenden Lesestücke-Ausschnitte über das Thema «Bergbauer» vergleichen; die einen stammen von Ramuz aus «Derborence», übersetzt von Werner Johannes Guggenheim, die andern von einem unbekannten Autor. Sie sind aus einem heute im Gebrauch stehenden Lesebuch zitiert:

«Das Leben ist hart da oben. Die Alten hatten keine Ahnung, was außer Landes vor sich ging und wie man an andern Orten lebte. Die Jungen aber wissen es oder bilden es sich wenigstens ein. Hierzulande hat man ein Holzhaus. Man holt das Wasser am Brunnen. Geld ist rar. Die Wohnungen sind recht ärmlich. Die Holzhäuser bieten im Innern nur niedrige, luftarme Zimmer. Die Kinder sind oft zahlreich; man legt sie zu dritt oder viert im gleichen Bett schlafen. Die Sonne fehlt, und im Winter kommt es oft vor, daß man die Fenster zunagelt, um Brennholz zu sparen. Die Arbeit ist um so beschwerlicher, als die Lage des Bodens die Bewegungen hindert und eine ständige Anspannung des Körpers erfordert, nur schon, um das Gleichgewicht zu halten. So, wenn sie da oben die Wiesen mähen, die steiler abfallen als ein Kirchendach, daß sie die Absätze in den Boden einstemmen müssen, ein Bein unten, das andere oben, und ganz gekrümmt arbeiten.»

«Nie habe ich unter Menschen ein innigeres Verhältnis getroffen, als unter diesen einfachen Bauern des Hochgebirges. Was gibt es da für kluge und feine Frauen, die dem Lande ein halbes oder ein Dutzend Kinder erziehen, in einer Welt, die aus links und rechts emporstehenden Bergflanken voll dunklen Waldes, aus einem rauschenden Bach und einer kleinen Talmulde sich zusammensetzt. Darüber spannt sich ein Stück blauen Himmels, aus dem des Tages, wenn es gut geht, ein paar Stunden lang die Sonne scheint. An einem andern Ort klebt ein Haus an einem Berghang; zum einzigen Schutz steht ein Wald darüber. Unter dem Dach schlafen ruhig Eltern und Kinder jahraus und jahrein, auch wenn nachts links und rechts die Lawinen donnern, die so manchen schon begraben haben. Treu hält der Bergbauer aus und schützt das Land.»

Aus der Geschichte des Lesebuches bei unserm andern deutschsprachigen Nachbarn Österreich erwähnen wir nur das kleine, aber typische Intermezzo Adalbert Stifters und seines Verlegers mit dem allmächtigen Staatsapparat.

Der Dichter der unsterblichen Weihnachtsgeschichte der verirrtten Gschaidler Schusterskinder Sanna und Konrad hatte um die Mitte des letzten Jahrhunderts zusammen mit dem Linzer Gymnasiallehrer J. Aprent mit der Stifter eigenen Gründlichkeit ein Lesebuch für österreichische Realschulen und «vorbereitende» Mittelschulen geschaffen. «Wir stellten ein Lesebuch zusammen», so berichtet Stifter, «in welches kein Stück auf-

desmäßig, sittlich und künstlerisch vollkommen genommen wurde, das nicht sprachlich, verstanrein war, soweit unsere Beurteilungsfähigkeit reichte.»

Wer dieses «Lesebuch zur Förderung humaner Bildung», das hundert Jahre später als Faksimile-Druck¹² neu erschienen ist, liest, wird bestätigen, daß es zu den besten Lesebüchern gehört.

Etwa ein halbes Jahr nach dem erstmaligen Erscheinen durch einen privaten Verleger, erfolgte durch das österreichische Unterrichtsministerium die Ablehnung. Spätere Versuche des Verlegers

¹² Oldenbourg-Verlag, München und Berlin, 1938.

Heckenast, eine Approbation zu erlangen, scheiterten, weil das Buch dem Lehrplane nicht entspreche. Im Jahre 1871 schrieb Heckenast resigniert an Peter Rosegger: «Das Stiftersche Lesebuch liegt nach wie vor auf dem Lager. Es ist in Wien schwer durchzudringen. Die Minister wechseln wie schlechte Dienstboten, und die eigentlichen Referenten sind Professoren, die auch Lesebücher gemacht haben und andere nicht aufkommen lassen.»

IV. Das Lesebuch im Wandel der Unterrichtsmethodik

Wer Lesebücher auf ihre literarische Qualität untersucht, braucht nicht zu wissen, wann und wie sie in der Schule verwendet werden. Wer aber den Inhalt, die Gegenstände bestimmter Lesestücke beanstandet, muß wissen, zu welchem Zwecke ein Lesestück in der Schule gelesen wird. Hierin hat sich, mindestens seit dreißig Jahren, ein grundsätzlicher Umschwung vollzogen, der in den Schulen zwar noch nicht überall zu bemerken ist, der jedoch in der Unterrichtsmethodik bereits fest verankert ist.

Es ist begreiflich, daß man von dem neuen Prinzip, das in der weitesten Bedeutung immerhin schon von Pestalozzi gefordert wurde, außerhalb der Schule noch wenig weiß. Man darf deshalb weder den Jugendparlamentariern von St. Gallen noch den Lesebuch-Kritikern in Deutschland bis zur prominentesten unter ihnen, der hessischen Staatssekretärin Frau Dr. Hamm-Brücher, einen Vorwurf machen.

Es scheint, daß sie alle noch von der Voraussetzung ausgehen, das Lesebuch sei das einzige Fenster, durch das die Schüler in die Welt gucken können. In der Tat geht das erste Bilderlesebuch der «Orbis Sensualium Picti Pars Hoc est» (Der sichtbaren Welt erster Teil) von Jan Amos Komensky (Comenius) von dieser Voraussetzung aus. Ganz ähnlich kommentiert auch Johann Georg Sulzer sein berühmtes literarisches Lesebuch. Er gibt in dem «Versuch von der Erziehung und Unterweisung der Kinder»¹³ genaue Erläuterungen über die Art der Darbietung eines Lesestückes. Der Lehrer müsse sich bemühen, einen guten Vorrat von kleinen Historien zu sammeln.

«Diese läßt er seine Schüler ein paarmal mit Bedacht lesen und erklärt ihnen aufs deutlichste alle ihnen unklaren Wörter.» Dann beginnt die eigentliche Lektion nach folgendem Muster:

Gegenstand: *Die Seeschlacht bei Salamis*

Der erste Satz: «Als der persische König Xerxes mit einer großen Macht die Griechen zu Wasser und zu Lande bekriegte, kam es bei der Insel Salamis zu einem großen Seetreffen.»

Frage: «Von wem wird hier geredet?»

Antwort: «Von dem persischen König Xerxes.»

Frage: «In was für Umständen wird er betrachtet?»

Antwort: «Als er die Griechen bekriegte.»

Frage: «Was für Umstände werden von diesem Kriege angegeben?»

Antwort: «Daß er mit einer großen Macht zu Wasser und zu Lande geführt worden.»

Frage: «Was geschah nun in diesem Krieg?»

Antwort: «Ein Seetreffen.»

Frage: «Wo?»

Antwort: «Bei Salamis.»

Frage: «Welch ein Ort ist dies?»

Antwort: «Eine Insel auf dem Ägäischen Meer.»

Hierauf läßt man das Kind den ersten Satz wiederholen und geht hernach zu dem zweiten.

Zu beachten ist übrigens, daß Sulzer in der Wahl der Lesebuch-Themen sehr frei war. Es kam ihm einzig darauf an, den Verstand und die sprachliche Ausdrucksfähigkeit zu üben.

In den bald zweihundert Jahren seit dem Erscheinen der ersten Bilder- und Lesebücher ist die Zahl der Gucklöcher, durch die die Kinder in die Welt schauen können, ungeheuer angewachsen. Das Lesebuch muß heute eine andere Mission erfüllen oder es ist überflüssig geworden.

Schon in den 20er Jahren wurden in Deutschland Versuche unternommen, ohne Lesebuch zu unterrichten. In der Schweiz hat Karl Stieger eine Unterrichtsform, den Blockunterricht, für die oberste Stufe der Volksschule geschaffen, die ohne Lesebuch auskommt. Der Verstand wird nicht mehr an sprachlichen Lesestücken, sondern an Versuchen physikalischer oder chemischer Art beispielsweise, die nicht nur vom Lehrer, sondern von allen Schülern vorgenommen werden, geschärft. Gelesen und analysiert wird in erster Linie nicht das gedruckte Wort, sondern der vom Schüler geschriebene Bericht über den stattgefundenen Versuch. Natürlich kann nicht auf jedes gedruckte Wort verzichtet werden. So habe ich einmal, als ich während des Krieges bei Karl Stieger Schulbesuch machte – er war damals mit dem Aufbau seiner Methode beschäftigt –, beob-

¹³ Neu herausgegeben in Friedrich Manns Bibliothek pädagogischer Klassiker von Dr. W. Klinke. Verlag Beyer und Mann, Langensalza, 1922.

achtet, wie er beim Thema «Die Landesversorgung im Kriege» den Schülern eine Illustrierte mit einer Reportage über die Kriegsversorgung austeilte.

Der durchschlagende Erfolg der Methode Stieger veranlaßte damals den sankt-gallischen Erziehungsrat, auf die Herausgabe von Lesebüchern für die 7. und 8. Klasse ganz zu verzichten. Die sogenannten ausgebauten Abschlußklassen erhielten dafür die Zweimonatszeitschrift «Werkstätige Jugend», die vom Erziehungsrat selber herausgegeben und «begutachtet» wird. Die andern 7. und 8. Klassen – über hundert in unserm Kanton – gingen leer aus.

Damit führte unsere oberste Schulbehörde ein wohl ungewolltes Experiment durch, das etwa in folgender Frage formuliert werden kann: «Was macht der Lehrer, der keine Lesebücher mehr bekommt?» Zunächst verwendete er die alten Lesebücher, die jedes Jahr wieder eingesammelt wurden. Dann sah man beinahe in allen Schulzimmern der oberen Klassen die geschichtlichen Lesebändchen, die von Konrad Bächinger und seiner Arbeitsgemeinschaft in privater Initiative herausgegeben wurden, auftauchen. Und schließlich fand das in Westfalen gedruckte Lesebuch «Lesen und Lauschen» Eingang in unsere Schulen.

Ein baslerisches Buchantiquariat hatte von einem deutschen Verlag¹⁴ 16 000 Stück dieses Lesebuches, das nach Angabe eines Vertriebsleiters sonst eingestampft worden wäre, übernommen und verkaufte sie nun zum Preise von etwa drei Franken an obere Volksschulklassen und Sekundarschulen. Die ganze Auflage ging schlank weg, obwohl der Gebrauch von nichtbewilligten Lesebüchern verboten ist.

Es ist literarisch nicht viel besser als die meisten Lesebücher, inhaltlich aber folgt es nicht der üblichen, sondern einer nonkonformistischen Linie. Es beginnt mit einem Motto Albert Schweitzers: «Glücklich die Jungen und Mädchen, die hören.»

Die Autoren des 1. Abschnittes «Menschen im Schicksal und Bewährung» heißen Goethe, Schiller, Claudius, Hebel, Hesse, Hemingway, de Saint-Exupéry, Helen Keller, Kästner, Christian Morgenstern, Pearl S. Buck usw. Im 2. Abschnitt kommen unter andern Pasternak und Sostschenko zum Wort («Länder und Völker»).

In «Welt der Arbeit» wird vom harten Leben des Kum-

pels erzählt. John Steinbeck und Paul de Kruif berichten.

Als «große Meister» werden vorgestellt: Rodin, Einstein, Händel, Rembrandt, Pestalozzi, Sokrates und das Ehepaar Pierre und Marie Curie.

In «Erbe und Erinnerung» wird von Heinrich dem Löwen, den Bürgern von Calais, von Magellan und Luther und Dunant berichtet. Von Anne Frank sind Tagebuchblätter und von Bonhoeffer, den die Nazis hingerichtet haben, die letzten Briefe aufgenommen. Den getöteten Kindern von Hiroshima ist ein Gedicht gewidmet.

Von den Schweizern ist Keller vertreten («Fritz Amrain geht zur Wahl») und Huggenberger («Beim Begräbnis eines alten Bauern»).

In einem letzten Abschnitt «Vor Gott und mit dem Nächsten» reden Claudius, Selma Lagerlöf, Mörike, Björnson, Tolstoi, Laotse, Friedrich Wilhelm Förster und Bergengruen mit uns.

Dieses Lesebuch ist gegen den Rassenhaß¹⁵ und gegen den Feudalismus (die deutschen Fürsten werden bis auf Heinrich den Löwen und Herzog Carl Eugen übergangen), den Kapitalismus¹⁶, und – was man nicht erwartet – gegen die Stadt («Ich will heraus aus dieser Stadt»). Es wendet sich gegen den Vernichtungskrieg (Hiroshima) und berichtet andererseits vom jungen Rebellen Schiller. Es setzt sich mit dem Wirken Gottes auseinander – man entdeckt sogar ein Lesestück (von Unbekannt) über das Walten der göttlichen Vorsehung.

Der interessante Fall mit dem Lesebuch «Lesen und Lauschen» läßt zum mindesten folgende zwei Schlüsse zu. Erstens: die Lehrer, die nicht nach der Block-Methode unterrichten, wollen nicht ohne Lesebücher Schule halten. Lesebücher, die einen Blick in eine typisch andere Welt eröffnen – hier betrifft es die andersartige Welt Westfalens und zugleich die Welt einer andersartigen Weltanschauung –, sind in erster Linie begehrt.

Damit kommen wir endlich zum letzten Punkt unserer Auseinandersetzung. Soweit das Lesebuch den Blick auftut in eine den Kindern nicht unmittelbare zugängliche Welt, können wir nicht darauf verzichten, ausgenommen in jenen Schulen, die konsequent alles Material für den Unterricht selber suchen oder erarbeiten und die Ergebnisse selber sprachlich verarbeiten, und – das darf allerdings nicht vergessen werden – die lite-

¹⁵ Von Elisabeth Langgässer steht eine Erzählung, die von einem deutschen Kurort berichtet, der eine Tafel anbringen läßt «Hier sind Juden unerwünscht». Auf der andern Seite der Straße steht ein Kruzifix.

¹⁶ «Ich war nie im Leben auf einer Bank» (Geldinstitut), berichtet stolz eine Mutter.

¹⁴ Vielleicht auch von der Druckerei; das Buch nennt nur den Gesamthersteller: Kleins Druck- und Verlagsanstalt GmbH, Lengerich i. W.

rarisch hochstehende Sprache in der Klassenlektüre vorfinden.

Ausschnitte aus der gegenständlichen und innern Welt der Kinder, die einer Schulklasse in unmittelbarer Anschauung zugänglich, brauchen jedoch die Vermittlerrolle des Lesebuches nicht. Dies sagt uns das Prinzip der Anschauung, das in Pestalozzis Forderung «Das Leben bildet» schon längst aufgestellt war und heute vor allem durch die Demonstrationen und Publikationen der Arbeitsgemeinschaft Professor Dr. Roth vertreten wird.

Das heißt – um beim Beispiel des Traktors zu bleiben –, der Lehrer soll dieses allen zugängliche Fahrzeug durch die unmittelbare Anschauung den Kindern zeigen. Und wenn wir das Beispiel des modernisierten Bauernhofes auch noch einmal aufgreifen wollen: die Schule soll den neuzeitlichen Bauernhof besuchen.¹⁷

Allerdings verzögern ausgezeichnete Reproduktions-Apparaturen aller Art und eine unpädagogische Manie, möglichst vielerlei zu behandeln, manchmal auch eine gewisse Bequemlichkeit des Lehrers, immer mit der unmittelbaren Anschauung – wo sie möglich ist – zu arbeiten. Allzu schnell greift man heute zu einem Bild, und allzueifrig werden unsere Schulhäuser mit Anschauungsmaterial aus zweiter Hand bedient.

Auch «die Beschreibung der heutigen Arbeits- und Berufswelt, die Darstellung der modernen Technik, alle sozialen Beziehungen von der Klassengemeinschaft bis zum Staat — und die Freizeitbeschäftigung» sind Themenkreise, die grundsätzlich nicht in ein Lesebuch gehören¹⁸; das sind typische Themen für eine exemplarische Unterrichtsbehandlung, die an eine unmittelbare Anschauung anknüpfen müssen.

Außerdem ist zu bedenken, daß gerade derartige kategorische Forderungen für den Lesebuch-Redaktor die größte Versuchung bedeuten, literarisch mittelmäßige Stücke aufzunehmen. Will

man ein sprachlich hochstehendes Lesebuch, darf man nicht (was schon betont wurde), anhand bestimmter Themen auf die Suche gehen. Das Umgekehrte muß die Regel werden: aus der Literatur passende Themen auswählen!

Zu den Schultypen, in denen das Lesebuch immer noch eine wesentliche primäre Unterrichtshilfe geblieben ist, gehören die antroposophischen Privatschulen, die Rudolf-Steiner- und Walddorfschulen. Sie besitzen denn auch überaus sorgfältig redigierte Lesebücher. Zu den besten gehören die bereits erwähnten «Alpensagen und Sennengeschichten aus der Schweiz» von C. Englert-Faye.

Obschon bereits im Jahre 1941 erschienen, ist dieses sprachlich hochstehende und von Berta Tappolet reizend illustrierte Buch wenig verbreitet. Die staatlichen Schulen scheuen sich, das Lesebuch einer bestimmten Weltanschauung zu empfehlen, die katholischen Schulen werden sich mit der Bearbeitung der religiösen Sagen nicht befreunden können und der moderne Lesebuch-Kritiker wird mit Unlust feststellen, daß alles im Buch aus der tiefsten Vergangenheit stammt und zudem mit «emotionalen Werten» angereichert ist.

Trotzdem würde ich, wenn ich mich als Lehrer einer mittleren Volksschulklasse entweder für die «Alpensagen» oder für ein Lesebuch über Landmaschinen und städtische Industrie, über Raumschiffe und zukünftige Berufe zu entscheiden hätte, ohne Zögern nach den «Alpensagen» greifen.

Einmal deshalb, weil dieses Buch ohne Sentimentalität an das Gefühl eines Kindes heranreicht, und zwar auch an das Sprachgefühl des Kindes. Und zweitens bin ich davon überzeugt, daß dieses Buch der Vergangenheit viel besser auf die Zukunft vorbereitet als das beste moderne Sachbuch. Die Realität apokalyptischer Ereignisse wird ihm nicht mehr fremd sein, wenn es Sagen wie jene von der «Blüemlisalp» kennenlernt.

«Und kaum war das frevelhafte Wort gesprochen, da ward aufs Mal der Himmel nachtschwarz, und ein Wirbelwind brach heulend aus Schlüften und Klüften, Regen troff, Hagel schlug, Schnee fiel, und tosend erschollen alle Flühe. Der Gletscher brach donnernd los, stürzte zu Tal und begrub die blühende Alp unter Eis und Schnee. Vom Berge rollten Rüfen und Lauenen und schütteten zu mit Schutt und Geschiebe, mit Grus und Grien, was noch bar war von Eis, und den Sennen damit samt seiner Buhle, der Kuh und dem Hunde.»

¹⁷ Alle drei Jahre mache ich mit meiner Schule eine Exkursion quer durch das Fürstenland, um die Mittel-land-Ebene dieses schon einmal erwähnten Landstriches, um eine im Bau befindliche Nationalstraße, einen modernen Bauernbetrieb mit Milchküche und hornlosem Vieh und ein typisches Städtchen (Bischhofszell) in direkter Anschauung zu zeigen.

¹⁸ Die Aufnahme solcher Themen fordert Hildegard Hamm-Brücher in ihrem aufschlußreichen und maßvollen Aufsatz «Wie es im Schulbuch steht». Im rororo-Bändchen «Sind wir noch das Volk der Dichter und Denker».

Die Frevler an Gott, Mensch und Tier treten auf die Bühne. Das Kind beginnt zu ahnen, daß es sie auch heute gibt. Aber innere Reinheit und sittlicher Wille, Phantasie und Selbstvertrauen, Unerschrockenheit und Ausdauer werden auch ihm – auch dies liest es zwischen den Zeilen – durch die Fährnisse des Lebens helfen.

Darum kann und soll das Lesebuch noch einen Schritt weiter gehen. Die Lesebücher haben Jahr um Jahr dem geistig wachsenden Schüler das je größere und schönere, aber auch leiddunklere, verantwortungsfordernde Bild der Umwelt und Welt zu bieten. Darum spielt die Weltanschauung eine entscheidende Rolle. Denn die Welt wird je anders – auch für den Schüler –, ob sie als Schöpfung oder als sich selbst gebärende Natur, ob sie als Welt des Bösen oder als erlöste Welt, ob sie als bloß tüchtig zu bewirtschaftende oder als menschlich zu gestaltende Umwelt und Welt angesehen und gezeichnet wird. Aber wie schon mehrmals gesagt, diese Bilder der Umwelt und Welt sollen im Lesebuch voll Schönheit aufstrahlen. Jedes Lesebuch sollte in seinem Ganzen als goldene Kugel oder ein Band geschliffener Brillanten aufblitzen, das heißt, von Dichtern oder wenigstens von Sprachkünstlern gestaltet sein. Wir sind wieder auf dem Weg dahin – scheint mir doch –, auf der Stufe der Volksschule wie auf jener der Sekundar- und der Mittelschule – *außer, wenn eine einseitige Lesebuch-Kritik auf falsche Fährten leitet.*

Der Aufsatzunterricht in der Volksschule

II. Teil

5. Die Erlebniserzählung, hauptsächlichste Aufsatzart, 2.–6. Klasse

In der 2. und 3. Klasse werden fast nur Erlebnisse erzählt, selten Beobachtungen aufgeschrieben. Die Erlebnisse sind gefühlsbetont, Beobachtungen sachbestimmt, deshalb Erzählungen als Hauptform.

Die Vorbereitung

Das Erzählbedürfnis der Schüler ist zu wecken und aus bestimmten Erlebnisbereichen sind Vorstellungen zu aktivieren.

Wir suchen ein geeignetes *Rahmenthema*, z. B. eine Tiergeschichte. Andere solche Themen wären etwa:

Damals hatte ich Angst	Schlechtes Gewissen
Beinahe verunglückt	Verloren
Als ich krank war	Gefunden
Ein Streit mit ...	Eine Wintergeschichte
Etwas Wertvolles zerbrochen	

Damals habe ich geweint

Überraschender Besuch	Ein lustiger Streich
Ich wurde erwischt	Beim Einkaufen
Allein zu Hause	Ein festlicher Tag

Wer eine Geschichte schreiben will, muß eine erlebt haben, er muß <beobachtet> haben. Wir kündigen das Thema einige Tage vorher an, sonst erschrickt die Klasse, wenn wir sie überfallen. Wir können auch zwei Themen zur Wahl stellen. Innerhalb des Rahmens verhelfen wir jedem Kind zum eigenen Thema, indem wir mit den <Nichts-Wissern> oder den Unentschlossenen noch sprechen und eine Starthilfe geben. Absolute Wahlfreiheit wäre andererseits wiederum eine Überforderung.

Um zum treffenden, richtigen Ausdruck zu führen und Rechtschreibfehler zu vermeiden, vermitteln wir sprachliche Grundlagen, indem wir Sprachfelder (alle Wortarten) zusammenstellen, z. B. zum Thema Baden: tauchen, schwimmen, springen, planschen ... Strandbad, Hallenbad, Wasserball, Luftmatratze, Umkleideraum, heiß, kalt, tief, usw. ...

Diese Übungen führen zwir zwei, drei Tage vor der Niederschrift durch.

Vor der Aufsatzstunde erzählen wir im Kreis, in der Gruppe. Der Erzähler spürt, wie seine Erzählung auf die Zuhörer wirkt. Im Gruppengespräch wagen auch die Schüchternen und Gehemmten etwas zu sagen.

Die Niederschrift

Äußere Voraussetzung ist unbedingte Ruhe im Klassenzimmer. Die Schüler werden nochmals aufgefordert, sich alles gut vorzustellen und wie einen Film ablaufen zu lassen.

Die Kinder schreiben mit Bleistift, um später besser korrigieren zu können. Sie konzentrieren sich vorerst nur auf den Inhalt und lassen die Rechtschreibung aus dem Blickfeld, dafür ist später noch Zeit vorhanden. Die Arbeitszeit normieren wir nicht, auch die Länge des Aufsatzes nicht. Ein Aufsatz sollte nicht unter Zeitdruck geschrieben werden.